



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Litteratur

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Sitteratur

Evangelisch=soziale Zeitfragen. Herausgegeben mit Unterstützung des evangelisch=sozialen Kongresses von Professor Otto Baumgarten in Jena. Leipzig, Friedr. Wihl. Grunow, 1891

Der selige B. A. Huber, der sich so lange vergebens abmühte, seine kirchlichen und politischen Parteifreunde, die Konservativen und die gläubigen Protestanten, sowie die akademischen Kreise für die Lage der ärmern Bevölkerung zu interessieren und für die Unterstützung einer von echt christlichem Sozialismus erfüllten genossenschaftlichen Selbsthilfe zu gewinnen, würde, wenn er heute ins irdische Leben zurückkehrte, mit Freuden wahrnehmen, wie die von ihm ausgestreute Saat nun doch endlich aufgeht. Auch aus den Broschüren, die wir hier anzeigen, weht uns der Geist des edeln Huber an. Folgende sechs sind bis jetzt erschienen: 1. Mehr Herz fürs Volk, von Lic. Paul Drews. 2. Unsre gewerbliche Jugend und unsre Pflichten gegen sie, von G. Evert, Regierungsrat. 3. Der Seelsorger unsrer Tage, von Lic. Otto Baumgarten. 4. Christentum und Arbeiterbewegung, ein Zwiegespräch, mitgeteilt von Dr. Walther Loh. 5. Sozialdemokratie und Sozialmonarchie, von Adolf Stöcker. 6. Reformation und soziale Frage, Vortrag von Dr. H. Freiherrn von Soden. Diese Hefte sind sämtlich mit frischer Begeisterung geschrieben, frei von Gemeinplätzen, reich an neuen Gesichtspunkten und heilsamen Anregungen.

Deuten wir gleich einige Gedankengänge an, zu denen uns ein Abschnitt in dem ersten Hefte angeregt hat, das uns besonders gut gefällt, weil es aus einem vollen Herzen geschrieben ist. Drews bezeichnet ganz richtig das ästhetische Mißfallen an den armen Leuten als einen Hauptgrund der Entfremdung, die zwischen ihnen und den Vornehmen eingetreten ist. Er weist mit vollem Recht auf Luther hin, der durch und durch ein Volksmann war, deshalb von den Humanisten seiner Zeit nicht verstanden wurde und bei den Gebildeten bis auf den heutigen Tag wenig Verständnis findet. „Gott erlöse, ruft Drews, unsre Gebildeten von dem Banne des Schönen. Gott zerstöre einen Gözen, der unendlich grausam ist, denn ihm wird das Glück und der Sonnenschein von viel tausend Menschenleben geopfert.“ Wir unterschreiben diese Worte durchaus, so weit wirklich Menschenglück der Schönheit geopfert wird, bemerken aber doch, daß der Kultus der Schönheit solche Opfer keineswegs seiner Natur nach fordert, vielmehr in den Dienst der Nächstenliebe treten kann und soll. Wenn wir die Armen in Proletarierviertel sperren und jeden schlecht gekleideten Menschen, der sich auf einem sonnigen Plage wärmen will, durch die Polizei fortzuschaffen lassen, um unsre zarte ästhetische Empfindung und vielleicht auch unser Gewissen vor Verletzung zu behüten, dann allerdings machen wir die Schönheit zum Moloch, der Menschenopfer fordert. Wenn wir aber dafür sorgen, daß der Arme sich wasche, es zu roten Backen und einem von Gesundheit blühenden, mit ganzen und reinlichen Kleidern bedeckten Leibe bringe und zu einer Wohnung, die wir ohne Ekel betreten können, dann hat sich unser ästhetischer Sinn als hilfreicher Engel bewährt. Und wenn wir uns beim Anblick eines verkümmerten Menschen durch den Gedanken schrecken lassen: Läßt du das Glend um sich greifen, dann werden nach zwanzig, dreißig Jahren deine eignen Kinder aussehen wie dieser Krüppel, dann wirkt der Schönheitssinn doppelt kräftig.

Nicht er selbst ist unchristlich und verderblich, sondern nur die falsche Richtung, die er oft einschlägt. Der platonische Gedanke, daß das Schöne die natürliche Erscheinungsform des Guten und Wahren sei, fällt augenscheinlich mit dem christlichen Auferstehungsgedanken zusammen; denn die Klarheit des auferstandenen Leibes ist doch nichts andres als die durchbrechende Schönheit des ihn beseelenden Geistes. Wenn hienieden die schöne Seele oft in Knechtsgestalt gebannt ist und die verdorbne durch Schönheit bezaubert, so ist das doch nicht göttliche Ordnung, sondern sündliche Unordnung, die eben überwunden werden soll. Mag also der Schönheitsfimmel nicht bloß walten wie bisher, sondern noch mächtiger und allgemeiner werden, wenn er nur nicht in feiger Genußsucht vor der Berührung mit der unästhetischen Armut schiebt, sondern als himmlischer GROS die gefesselte Psyche des Armen erlöst.

Vortrefflich war der Gedanke von Loh, einen englischen Arbeiter mit einem deutschen Pastor ins Gespräch zu bringen. Darüber würde sich Huber ganz besonders freuen. Dieser fragte u. a. einige Arbeiter in Manchester, wie sich die Kirche zu ihrer Genossenschaftsbewegung verhalte. Einer antwortete: Well, Sir, I suppose the church does not care anything about us poor people, and so we have come not to care much for her neither — the more's the pity! Und ein andrer sagte: Sir, if the church would take up the movement, she might move the world. It is their boast: to be the poor man's church, and perhaps their has been a time, when it was so. 'Would it were so yet! Das war 1855. Seitdem hat sich die Kirche in England der Sache angenommen; sie hat zwar die Welt noch nicht aus den Angeln gehoben, aber sie hat in der Hebung des Proletariats und in der Versöhnung der Klassen schon recht schöne Erfolge erzielt. Möge das litterarische Unternehmen des evangelisch-sozialen Kongresses eine der englischen Universitätsausdehnungsbewegung ähnliche Wirksamkeit einleiten und vom reichsten Segen begleitet sein!

Deutsche Poetik. Umriss der Lehre vom Wesen und von den Formen der Dichtkunst. Mit einer Einführung in das Gebiet der Kunstlehre. Von Paul Heinze und Rudolf Goette. Dresden=Striesen, Paul Heinzes Verlag, 1891.

Die Verfasser versuchen die in der Kunstlehre der Gegenwart gewonnenen Ergebnisse für die Poetik zu verwerthen. Sie gehen auf den Positivismus Comtes und Taines zurück und benutzen in selbständiger Verarbeitung die von Loh, Schasler, Duboc, Fehner u. a. aufgestellten Ansichten. Daß durch diese eklektische Methode, in das Wesen der Kunst einzudringen, ein einheitlicher Standpunkt und eine wünschenswerte Klarheit der Darstellung gewonnen werde, kann man gerade nicht behaupten. Es fordert schon den Widerspruch heraus, wenn die Verfasser von der Kunst sagen, sie sei die naturgetreue (!) Wiedergabe von Erscheinungen des Lebens in einheitlicher Begrenzung, dergestalt, daß sich die Gesetze des Seins an ihnen widerspiegeln. Ist die Naturtreue wirklich die Grundlage und das Wesen der Kunst, so würden alle selbst erfundenen, in der Natur nirgends zu findenden Gestalten und Gebilde daraus zu verbannen sein, und Männer wie Böcklin gehörten überhaupt nicht zu den Künstlern. Die gegebene Begriffserklärung ist unzweifelhaft zu eng, die Kunst ist thatsächlich gar nicht bloße Nachahmung der Natur, sondern sie übertrifft die Natur, indem der Künstler durch Anticipation dessen, was die Natur darzustellen sich bemüht hat, durch Erkenntnis der Idee in einzelnen Dingen das Schöne schaut, sowie der Dichter das Charakteristische. Auch die unglücklichen Kunstbegriffe des Idealismus und des Realismus sind unzulänglich erklärt. Wenn unter Idealismus das Streben nach Belebung des Rohstofflichen durch

geistig fruchtbare Gedanken verstanden wird und unter Realismus das Streben nach kennzeichnender Wiedergabe der Erscheinungen des Seins in naturgetreuer Eigenart, so müßte jede philosophische Behandlung Idealismus und jede photographische Realismus sein. Diese beiden Schreckbegriffe treiben in den kunsttheoretischen Schriften der Gegenwart einen wahren Unfug. Bald werden sie verwechselt mit Phantasie und Wirklichkeitsfuss, ohne Rücksicht darauf, daß die sinnliche Wahrnehmung ohne Phantasie niemals schöpferisch sein kann; bald spielt man sie auf das Gebiet des Moralischen hinüber und versteht stillschweigend unter Idealismus das Sittliche, unter Realismus das Indifferente, unter Naturalismus das Un sittliche. Ist z. B. „Kabale und Liebe“ ein Werk des Idealismus, des Realismus oder des Naturalismus? Die Theoretiker werden mit einer Antwort sofort bei der Hand sein, und doch werden sie sich alle widersprechen. Die Verfasser der vorliegenden Poetik wollen eine neue Richtungslinie einschlagen und geraten wider Willen schon bei ihren ersten Anläufen auf alte, ausgedehnte Wege. So kommen sie trotz ihrer positivistischen Haltung zu der wunderlichen Erklärung: die Poesie sei „eine Kunst, welche das Leben, das Sichregen des Geistigen im Dasein des Menschen und der Natur wiedergiebt.“ Diese Definition ist mindestens unklar; denn nicht in der Natur regt sich das Geistige, das die Kunst verwertet, sondern lediglich in der Phantasie des Künstlers, der es erst in die Natur hineinlegt. Auch an Widersprüchen fehlt es nicht. So wird nur das Werk für schön angesehen, worin wir keine Ausgeburten traumhafter Einbildungskraft finden, und bald darauf zeigt man uns Goethes „Fischer“ als Muster dichterischer Schönheit — oder ist das „seuchte Weib“ keine Schöpfung traumhafter Phantasie? Die Beispiele sind nicht immer glücklich gewählt, z. B. für die Metapher die Verse von Jul. Hart:

Im Bettlerkleide liegt die Welt,  
Eine blasse, stumme (!) Leiche.

Anregend sind die Bemerkungen über Rhythmus, Silbenmessung und Versbau. Unter den Gattungen der Dichtkunst ist das Drama zu stiefmütterlich behandelt worden; hier wäre die beste Gelegenheit gewesen, über die Anschauungen und Erklärungen früherer Poetiken hinauszugehen. Immerhin ist das Buch als Umriss der Lehre von dem Wesen und den Formen der Dichtkunst dem gebildeten Leser zu empfehlen.

Lyrik und Lyriker. Eine Untersuchung von Dr. Richard Maria Werner. Hamburg und Leipzig, Leopold Voß, 1890

Der Verfasser dieses Buches ist ordentlicher Professor der deutschen Sprache und Litteratur an der Universität Lemberg. In der Vorrede betont er die aus diesem reinpolnischen Wirkungskreise für sein weitgeschichtiges Werk hervorgegangenen Schwierigkeiten. „Abgelöst von dem lebendigen Verkehr mit der deutschen Wissenschaft, ohne mündlichen Gedankenaustausch, fern von einer auch nur die notwendigsten Forderungen erfüllenden Bibliothek,“ so hat er gearbeitet. Man wird wohl nicht irre gehen, wenn man das herzliche Bedürfnis nach einem wenigstens eng-seelischen Zusammenhange mit dem seit seiner Berufung nach Galizien ihm entrückten Deutschthum als die Triebfeder ansieht, die ihn wieder und wieder zu der Lyrik sich wenden ließ, bis er sie, das „Stiefkind der Forschung,“ und ihr ganzes so körperlos-lustiges Wesen seinen Fragen Rede stehen und Antwort geben ließ.

Mehr als beiläufig ist dies von andern bisher noch nicht geschehen. Mit Recht meint Werner: „Die meisten unserer Ästhetiker sagen über die Lyrik eigentlich

nur, daß sie nichts über sie zu sagen hätten, ja Scherer geht soweit, sie gleich einem Nebstkinde fast ganz zu verstoßen. Gering sind die Anfänge zu einer Theorie der Lyrik." Freilich hat Geibel mit seinem Distichon über das Berggliedern der Blume Vielen aus der Seele gesprochen.

Ist denn die Blume nur da zum Berggliedern? Weh dem Geschlechte,  
Das, anstatt sich zu freuen, jegliche Freude zerdenkt.

Aber haben die Fortschritte der Botaniker unsre freudige Empfänglichkeit für den Duft des Veilchens, für die stolze Pracht der Lilie, für den Farbenzauber der Rose vermindert? „Ich bin mir bewußt — sagt Werner — nach Goethes Vorschrift von der Bewunderung, dem Staunen ausgegangen zu sein und mich der Blumen freuen zu können, auch wenn ich Blumen zergliederte.“ Diese glückliche Fähigkeit kommt dem umfangreichen Werke — es umfaßt mehr als 600 Seiten — in hohem Grade zu statten. Immer weht sie einen wie ein frischer, erquickender Hauch an, wenn man vor den rubrikenreichen „Tabellen der lyrischen Gattungen“ erschrocken Halt machen will und dem Verfasser nicht weiter folgen zu können glaubt. Wieder tritt für die Unerläßlichkeit solches Schachtelwesens kein Geringerer als Goethe ein, heißt es doch auch bei ihm: „Notwendigkeit: die Terminologie zuerst festzusetzen, wonach man Kunstwerke beschreiben und beurteilen will.“ Damit ist für die Lyrik eine schier unabsehbare Reihe von Abteilungen und Unterabteilungen als Erfordernis aufgestellt. Auf diese hier einzugehen, ist nicht wohl möglich. Nur die von Werner gewählte Bezeichnung der Wegstationen, die sich hie und da von der ersten Anregung zu einem lyrischen Gedichte bis zu dessen Reife nachweisen lassen, sei angeführt; er nennt sie Erlebnis, Stimmung, Befruchtung, Keim, inneres Wachstum, Geburt, äußeres Wachstum.

Über einige dieser Benennungen läßt sich mit ihm rechten. Geibel sagt einmal: „Hübsche poetische Einfälle hat auch der Dilettant.“ Goethe bedient sich desselben Ausdruckes; der poetische Einfall ist ihm ein geläufiges Wort. Auch Lessing nennt in verwandtem Sinne „gute Einfälle Geschenke des Glückes.“ Aber wieder stoßen wir auch häufig auf „Idee“ und ähnliches. Eichendorff spricht von „Träumen.“ Maßgebend war für Werner wohl die an die jungen Dichter gerichtete Mahnung Goethes: „Fragt euch nur bei jedem Gedicht, ob es ein Erlebtes enthalte, und ob dies Erlebte euch gefördert habe.“ In solcher Weise gelangt Werner zu dem Satze: „Alles, was die dichterische Phantasie zur Thätigkeit anregt, heißt Erlebnis.“

Da Einfall, Idee und was sonst für das in der Seele des Dichters ungerufen auftauchende als Bezeichnung hie und da hat dienen müssen, nicht ausdrücken, was sie ausdrücken sollen, so mag immerhin Erlebnis sich durchzusetzen versuchen. Werner teilt es bei seiner Untersuchung in äußeres und inneres, in Gefühls- und Gedanken-erlebnis, dem sich dann auch noch das indirekte Erlebnis zugesellt. Ein Übelstand bei der weitem Terminologie ist ihr Übergleiten in die geheimnisvolle Sphäre des Zeugungsprozesses. Auch hier kann sich Werner zwar auf den Altmeister berufen. Unter Beziehung auf das Gedicht „Dämon“ erinnert Werner daran, daß der Dämon hier die schon bei der Geburt ausgesprochene begrenzte Individualität der Person bedeute, und damit sieht er zugleich die „Befruchtung“ charakterisiert; „durch sie wird das Erlebnis erst etwas, eine wahre Zeugung, eine wahre Fortpflanzung findet statt.“ In Hebbels nicht immer wählerischer Ausdrucksweise gelangt dieser von Werner mit Recht den „grübelnden“ Lyrikern zugezählte Poet in seinem Tagebuche zu dem Ausspruch: „Erst wenn sich das Gedicht von der

geistigen Nabelschnur gelöst, kann man es beurteilen.“ Man sieht, wie verfänglich dies Gebiet ist. Werner läßt Hebbel überhaupt, im Mißverhältnis zu dessen Bedeutung als Lyriker, wohl etwas zu reichlich das Wort führen, was sich freilich durch das fortwährende Selbstbelauschen erklärt, aus dem sich jenes Tagebuch zusammensetzt.

Umso nachdrücklicher zustimmend kann die übrige reiche und erquickende Fülle von Hinweisen betont werden, die uns an der Hand des Verfassers in die Geheimwelt des schöpferischen Genius Blicke zu thun gestatten, so weit die Dichter selbst das Bedürfnis empfanden, sich darüber auszusprechen, oder so weit ihre Biographen darüber Aufschluß zu geben vermochten. Das Meiste dieser Art ist verzettelt und verstreut. Hier findet es sich liebevoll zusammengetragen und mit dem Zwecke der ganzen mühevollen und von warmer Liebe zur Poesie erfüllten Untersuchung in solchen Zusammenhang gebracht, daß wir uns bewußt werden, unser Verständnis für die Lyrik, diese nach Schillers Ausdruck „gleichsam körperlose“ Gattung der Poesie, erweitert zu sehen.

Erinnerungen an Anzengruber. Von L. Kosner. Leipzig und Wien, F. Klinkhardt

Der erste (und lange Zeit einzige) Verleger Ludwig Anzengrubers berichtet hier über seine Beziehungen zu ihm und bringt insbesondere eine größere Zahl von Briefen des Dichters zum Abdruck. Diese Briefe sind nicht allein wegen der Persönlichkeit des Schreibers, mit der sich die Lesewelt jetzt mehr als bei seinen Lebzeiten zu beschäftigen scheint, von Interesse, sie zeigen uns zugleich ein schwerlich oft vorkommendes Verhältnis zwischen Verleger und Schriftsteller. Der erstere, eine enthusiastische Natur, will sich kein Werk des letztern entgehen lassen, obgleich er erklären muß, bei den Anzengruber'schen Stücken keine Seide gesponnen zu haben; der letztere, ein Skeptiker, mahnt ihn stets, lieber einen andern sich die Fingern verbrennen zu lassen. Die Buchhändler, die sich ihm antrugen, kenne er nicht, und sie seien ihm daher gleichgiltig; zum zweitenmale werde ohnehin keiner zu ihm kommen, seinen „werten Freund und Verleger“ möchte er dagegen vor Schaden bewahren. Unwillkürlich erinnert man sich bei diesem gemüthlichen Briefwechsel des ungemüthlichen zwischen Heinrich Heine und Julius Campe: der eine immer geldbedürftig und seine Ware anpreisend, der andre zäh und hart „wie Sohlenleder,“ sich taub stellend, bis der teure Dichter mürrisch geworden ist. Auch über Anzengruber's Art, sich im persönlichen Verkehr zu geben, sein Selbstgefühl, sein mitunter schroffes Wesen (das Kosner auf Rechnung der Schüchternheit und gesellschaftlichen Unbeholfenheit schreibt), seine Arbeitsweise, seine Lektüre u. a. m. bringt das Büchlein schätzbare Mitteilungen. Neu dürfte vielen sein, daß Anzengruber so viele Stücke geschrieben und mit so wenigen Glück gehabt hat.



Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig  
Verlag von Fr. Wils. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig